

lag ein froher Schein, der Abglanz eines Glases, das sie in stillen Stunden heranschweben sah; oft überfiel sie ein Jagen und Wanken, würde sie es zu halten vermögen?

Mittsomernacht und mit ihr die erste Blüte der Rosen war vorüber, nur an einem oder dem anderen Baumgärtchen grühte aus dunklem Grün eine vereinsamte, späte Blume. Nun zitterte die Hochsommerstunde über dem Park von Ortenau. Im Blätterrausch seiner Bäume hatten sich die kleinen, bescheidenen Säger eingesenkt und schmetterten Tag für Tag vom frühesten Morgen an ihr jubelndes, jauchzendes Lied aus hohen, hohen Kronen in die Luft.

Doch Marie-Christine tauchte nicht ihrem Sang. Horch! Hand sie an der Balustrade der Terrasse gelegt, und es leuchtete in ihren Augen auf, wenn von ferne der Ton einer Quise hörbar wurde. Sie wußte, bald würde die Gummireifen über den feinen Kies des Parkes gleiten, und er würde, wie so oft in den letzten Wochen, nach der ersten Begrüßung sie um ein Lied bitten. Und sie würde sich am Flügel niederlassen und singen, singen für ihn. In solchen Augenblicken glaubte sie das Glück zum Greifen nahe.

Und es kam und blieb. Eines Abends trat Andrat von Werner, die letzten Töne waren leise verklungen, vor Marie-Christine hin und bat sie in schlichten Worten, sein Weib zu werden. Es bebte zwischen ihnen keiner weiteren Rede, sie reichte ihm die Hand, und in ihren Augen lag die Antwort.

Im Sommerabendfrieden still und leise war das Glück gekommen. . . .

Wenige Tage später führte der Andrat seiner Braut sein Mütterchen zu, dem des Sohnes Glück den Abend verjonte.

Als der Herbst in die Lande zog und die Rosen von Ortenau ihre Knospen zur zweiten Blüte entfalten, ward Marie-Christine Kurt Werner angeirat. In nebelhafter Ferne verankert alles Jagen, nun hielt sie das Glück und würde es sich nie mehr entgleiten lassen. . . .

Die Ostseebahn des Dänenkönigs Christian VIII.

Ein schleswig-holsteinisches Kulturjubiläum. In Schleswig rüstet man sich zur Volksabstimmung. Jeder, der deutsch empfindet, wird diesem Eingriff in deutsche Lande nur mit gemischten Gefühlen zusehen können. Handelt es sich doch um die Aufhebung der Kulturunterschiedung eines blühenden Landes, das in seinem Kern ganz deutsch ist, mag es auch den Dänen mandersel zu ver danken haben. In diesen Tagen z. B., am 18. September, konnte Schleswig-Holstein ein Verkehrs Jubiläum feiern, die Eröffnung seiner ersten Eisenbahn im Jahre 1844. Es war König Christian VIII. Ostseebahn, die die beiden größten Städte des Landes, Altona und Kiel miteinander verband. Wie mit der Chaussee Altona-Kiel ging auch Schleswig-Holstein mit der Altona-Kieler Eisenbahn vielen deutschen Ländern voran. Mit dem Gedanken des Baues einer Eisenbahn taugten alsbald verschiedene Pläne auf. Zuerst wollte man 1839 Hamburg und Altona miteinander verbinden, dabei aber wäre Kiel zu kurz gekommen. Dann entstand noch im selben Jahre das Projekt Altona-Gezeberg mit der Gabelung Gezeberg-Bornhöved-Breese-Gaarden und Gezeberg-Meisdorf. Doch die Strecke Altona-Kiel erhielt den Vorrang, weil der Verkehr auf der Chaussee von Altona nach Kiel schon jährlich 54 000 Personen und 650 000 Zentner betrug. Durch den Bau einer Eisenbahn hoffte man den Verkehr auf 100 000 Personen und über eine Million Zentner zu heben. Die Bahn sollte über Pinneberg, Barmstedt, Kellinghusen und Neumünster gehen. Im Jahre 1842 tauchte ein neuer Plan auf. Statt über Barmstedt wollte man die Bahn nun über Elmshorn führen. Indem von Elmshorn nach Wülfstادت ein Seitenarm gebaut wurde, hatte man zugleich eine Bahn Altona-Kiel, Kiel-Glücksbade und Altona-Glücksbade.

Die Hauptbedeuer des Unternehmens waren, wie Claus Wulff in der Zeitschrift „Niederlagen“ (Niederlagen-Bericht über den Kaiserlichen Reichstag, der Privatminister Dieb, der Kaiserliche Reichstag in Neumünster, und der Kaufmann W. Z. Schmidt in Kiel. Im Volksmund wurde das Werk als „Schmidt angehen, daß in manden streifen der Wunde an eine Durchführung ein sehr schwieriger war. Jedoch Dieb, der in England im Eisenbahnbau seit drei Jahren versuchslos hatte. Die feierliche Eröffnung der Eisenbahn Altona-Kiel fand am 18. September 1844, dem Geburts-

tage des Königs, durch den Prinzen Friedrich von Holstein statt. Nach dem dänischen König Christian VIII. bekam die Bahn den Namen „König Christian VIII. Ostseebahn“. Die Bahn hatte eine Länge von 14 Meilen mit sieben Stationen und neun Haltestellen. Es verkehrten auf der Strecke täglich zwei Züge, von Altona nach Kiel und umgekehrt. Das Personal der Bahn zählte 230 Beamte. Die Fahrpreise betrugen für den ersten Platz sieben Mark Courant, acht Schillinge, für den zweiten Platz vier Mark Courant, für den dritten Platz zwei Mark Courant, acht Schillinge. Die Frequenz dieser Bahn war in einer der ersten Wochen wie folgt: „In der Woche vom 27. Oktober bis 2. November (1844) sind besetzt 6423 Personen: Einnahme dafür 6741 Mark Courant und fünf Schillinge. Alle Frachtmüter sind eingenommen vom 21. Oktober bis 26. Oktober 3513 Mark Courant und zehn Schillinge.“

Als der erste Zug von Altona nach Kiel unter dem braunsenden Kurra der Bevölkerung abfuhr, gab ein viederer Altonaer Frachtmann seinem Zueifel Ausdruck mit den Worten: „Ja, schreit ja man laut! De o Sparr dor vör schall noch klant war!; den shall de Puht noch fröh noch utgahn!“ Aber die „Puht“ ging ihm doch nicht aus, und der bisherige Zueifel an der Durchführbarkeit eines weiteren Eisenbahnverkehrs schlug gerade in das Gegenteil um. Der Bau der Altona-Kieler Eisenbahn wurde bald der Antrieb zur Anlage weiterer Bahnen. In Neumünster schloß sich 1845 an „König Christian VIII. Ostseebahn“ die Strecke Neumünster-Nendeburg, die nach zehn Jahren über Flensburg bis an die dänische Grenze verlängert wurde. So entstand aus dieser ersten Eisenbahn im Laufe der Jahre die heutige Hauptstrecke der Provinz. Mit der Eröffnung weiterer Bahnlücken verband schließlich die große Post-Lutsche gänzlich in unseren Landen. Doch soll uns dieses Stück Romantik nicht zu lieb gezeihen sein für alles das, was wir dafür eingetauscht haben. Schön hat Emanuel Geibel in seinem Gedicht „Tempora mutantur“ diesen Verkehrs Wandel poetisch zum Ausdruck gebracht, indem er sagt:

Schnellich wuchs das Herz, wenn seine Weisen
Das Posthorn sang im nächtlichen Waldrevier —
Reht pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reifen.
Verwandelt ward die Zeit und wie in ihr.

Bunte Zeitung.

Hoffbare Schachfiguren. Ein Reicherer Millionär dürfte wohl der Besitzer der kostbarsten Schachfiguren sein, von denen man je gehört hat. Die weißen Steine sind aus Silber, die schwarzen aus Gold, und die gleichen Metalle bilden auch die Federn des Brettes. Die Steine haben die Form kleiner Statuetten und setzen auf einer Unterlage von Karneel. Der König, der etwa 10 Zentimeter hoch ist, wiegt neunzig Gramm. Die Läufer stellen Reiter dar, die mit Schwert und Schild ausgerüstet sind, und die Springer haben Rubinen als Augen. Die Türme haben dieselbe Form wie bei alten chinesischen Schachfiguren. Sie stellen nämlich Elefanten mit einem kleinen Turm auf dem Rücken dar. Jeder der Türme wiegt 150 Gramm. Die Bauern, die römische Soldaten vorstellen, sind sehr zierlich ausgeführt und haben die Höhe von 6,5 Zentimeter. Man behauptet, daß das Schachspiel mehr als eine Viertelmillion gekostet hat.

Luftverkehr in Spanien. Eine französische Fluggesellschaft in Toulouse hat die Genehmigung erhalten, einen regelmäßigen Luftverkehr über spanischem Gebiet in die Wege zu leiten. Die Flüge sollen in Pontbou an der spanisch-französischen Küste beginnen und die Passagiere nach Cadix führen. Zwischenlandungen sind in Barcelona und Malaga vorgesehen. Die französische Gesellschaft bestellst, später auch noch andere Luftverkehrslinien durch Spanien einzurichten.

Schwedischer Humor. Der Schwann in der Klemme, fünf vergnügte Kopfnagler kamen kürzlich in einen Hutladen, um Hüte zu kaufen. „Sind die Herren alle verheiratet?“ fragte der Hutmacher und erhellte eine bejahnende Antwort. „Gut! So schenke ich jeden der Herren einen Hut, der, ohne zu lägen, sagen kann, daß er seit der Hochzeit keine andere als seine Frau geküßt hat.“ — Der mit dem Hut! rief der Jüngste. „Wie lange sind Sie verheiratet?“ — „Zeit letzten Montag.“ — Einer der Herren, die mit im Laden waren, erzählte seine Frau diese Geschichte beim Kaffee, und sie belächelte sich sehr über den Hutmacher. Aber der Mann wurde plötzlich ernst, als seine Frau ausrief: „Aber Karl! Warum hast du denn nicht auch einen neuen Hut bekommen?“

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 85

Sonnabend, den 20. September

1919

Das Wasser kommt!

Roman von Artur Windler-Zannenberg.

2. Fortsetzung. Haddrecht verboten.
Werner Leuthold durchglomm es, als ginge das Glück über seinen Weg. Er wehrte sich gegen diese Unterjochung. Aber dem Künstler zog die Schönheit tiefer ins Herz ein. Hännerses Bestürzen machte der hierarchischen Empfehlung alle Ehre, und Otto als tüchtig davon. Werner nahm Härtlich.

Als sie dann noch im dämmerigen Garten saßen, hinter den Bergen verglühete die Sonne, sagte Werner plötzlich: „Ich hab' ein wunderliches Gefühl, da drin in all dem Ähren, Staub und süßlichen Duft zu tanzen. Laßt du mich aus, Otto?“

„Ne — kann ich mir denken. Goldene Jugendzeit, Dibelum, Dibelum, dreimal um die Säule rum; hast du lange nicht genossen. Also, mal los, aber mich laß hier. Korpulenz und Amüsiernde vermehren mir die gleiche Vergnügung. Dazu ist der Abend schön und das Bier kühl. Gäh!“ — „Was ist dir hinein, ich kann warten. Ich freu' mir indes einen Tabak an.“

Werner Leuthold erhob sich.
Drin im Saale schwebte die Musik, es war Tanzpause.
Gustel Fänner saß neben Toni Hardt. Sie plauderten.
„Du bist so still heute —! Er ist nicht da!“

„Wer?“
„Der Heinrich Leuthold —“
„Ach —“ Das Klang ließ ablehnen.
„Na, die Leute sagen's doch alle —“
„Sie reden viel.“
„Wenn er da wäre, wärst' du lustiger sein.“
Toni antwortete nicht.
„Wie kannst du's sagen —“ schmeichelte das Bauernbäuerliche flüsternd und sah dabei voll brennender Reue zur älteren Freundin auf.
„Was ist da zu sagen. Er ist einer der schmutzigen Burgesen, tanzt gut, und ich gefall' ihm vielleicht. Das ist alles.“

„Ach, ich dacht', ihr wär't weiter. Du, ich bin Brautjungfer bei dir, nicht wahr? Ich wach' noch rasch ein bißchen.“

„Weiß' dich nicht, das hat wirklich Zeit.“
Gustel kniff der Freundin in den Arm: „O Toni, da ist der Schwärze aus dem Garten. Wie der aussieht, guat' mal, das lange Haar! Komisch, nicht?“

Toni sah auf. Durch die Tür vom Garten her war Werner Leuthold eingetreten. Jetzt sah er den Wert, ging auf diesen zu und sprach mit ihm.
„Komisch, was? Wiperte die kleine Gustel wieder.“

Da antwortete Toni:
„Komisch? Weßhalb. Ein Künstler wird's sein. Ein Musiker vielleicht, oder ein Maler.“

„Woher weißt du das?“
„Du gehst der kleinen war ganz Spannung.“

In der Stadt habe ich nicht weit von der Kunstakademie gewohnt. Da ist oft Maler. Große Hüte. Lange Locken — sie lieben das. Und wen's kleidet — warum nicht —“

Wieder padie Gustel Toni's Arm.
„Bater bringt ihn her!“ — rief sie.
Und richtig schritt Fänner durch den leeren Mittelraum des Saales auf die beiden Mädchen zu, ihm zur Seite Werner Leuthold.

Die Geige gab einen streuenden Strich von sich, und die Hüte fing an zu klagen. Mitten hinein nannte der Wirt einen Namen, und Werner weneigte sich vor Toni.

Nun fingen die ersten Paare durch den Raum. Eine Sekunde stand Toni befragen, dann aber lächelte sie und ließ sich von dem Fremden entführen.

Gustel sah in starrten Stannen und sah den beiden nach.

Es war alles so schnell gekommen, und nun schwebte das Paar durch den Saal, das in stattlicher Größe gut zu einander paßte.

Eben, als sie endeten, holte ein junger Gehilfe des Malers die Meißelkloster.

Werner und Toni aber traten in einen stillen Winkel des Saales.

Sie atmete häufig, ihre Augen glänzten. Er ließ sie niederlegen und beugte sich dann zu ihr herab: „Grüßlein Toni —“

Sie schrak zusammen und sah ihn erkannt an.
„Korbin haben Sie natürlich meinen Namen nicht verstanden, ich mußte den Ihnen. Ich kenne Sie ja auch lange — habe Sie früher Toni genannt, jetzt muß ich mindestens Fräulein Toni, wenn nicht gar Fräulein Hardt sagen.“

Toni blühte ihn immer noch rätlos an.
„Werner Leuthold bin ich, seit vielen Jahren —“
„Werner Leuthold — der Städtische —“ sie lachte fröhlich zu ihm auf. „So haben die Leute noch lange von Ihnen erzählt.“

Sie wurde ernst, als sie fortfuhr: „Und dann hieß es, der Werner Leuthold wäre über's Meer gegangen, verschollen. Er wäre, ja denken Sie doch, längst tot —! Es ist schrecklich, was geredet wird.“

Werner wurde betroffen, aber er zwang sich zu harmlosem Tone: „Verschollen?“ fragte er. „Tot? Wer hat das gesagt, Fräulein Toni?“

Sie dachte einen Augenblick nach.
„In Ihrem Hause war's — Heinrichs — — Ihre Mutter sprach davon —“

Jetzt zog doch ein merklicher Schatten über das Gesicht des Malers. Toni bemerkte es und schweig befüßt.

Er raffte sich zurecht.
„Ich trage selbst Schuld,“ sagte er. „Wer sich nicht um die Heimat kümmert, gibt der Heimat für tot.“

Sie fiel ein: „Nun leben Sie ja und kommen doch in diese Heimat, nicht wahr?“

Morgen schon, heut' muß ein Brief mich angemeldet haben.“

Toni sah still vor sich hin. Jetzt ging ein Beugten über ihr Gesicht.

„Ich war noch klein,“ sagte sie, „damals — aber eins weiß ich noch — das Tischchen — — ich hab's viele Jahre gehabt, und es war schön geworden —“

Da wurde auch er wieder lustig.
„Es war noch ganz jung, als ich's aus dem Nest holte und der kleine Toni brachte. Also, das wissen Sie noch?“

Sie nickte ihm herzlich zu.
Dabei wurde es dem Maler immer wunderbarer und mehr. Wohl war er dem Bauernbäuerlichen entflohen und in der fremden Welt da draußen ein anderer, ein ganz anderer geworden. Einer, der nicht mehr mit Wuntersbach gemein hatte, als ein paar blaße kleine Erlebnisse. Aber dieses Mädchen, das nach seiner Meinung in heimatischer Enge sich entwickelt hatte, war aus sich selbst emporgewachsen. Zur Schönheit, die das Malerauge begaubert hatte, gefellte sich die Klugheit, welche er nicht ermarket hatte.

Und wie sie ihm gefiel, so gefell er ihr.
Das empfand er, eben weil das selbstbistige Mädchen von Grund aus natürlich war. Immer froher, immer rüchaltloser genossen sie das wechselhafte Vergehen. Und Toni gluckte sich nicht, ihm zu sagen:

„Wie schön, daß Sie nach Wuntersbach kommen, da wollen wir uns noch viel erzählen, denn jetzt und einst.“

Dabei blühte sie zu dem stattlichen Manne mit hellen Augen auf und reichte ihm die Hand, die er küßte.

Sie hatten beide nicht bemerkt, daß sich die Tür vom Gangflur der geöffnet hatte und in ihr ein junger Mann erschienen war. Er glückte vom häutigen Kausen und rasch während eines sehr Blick in die Runde.

